

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 10 (1915)
Heft: 6

Artikel: Die Savoyardenmädchen beim "Läubeln" der Reben
Autor: P. G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehr. Im gleichen Wagen saß ein noch junger Herr in schwarzem Rock mit einem ungemein feinen weißen Ankleid. Er sprach mit einer älteren Frau aus dem Volke. Der Herr fiel mir sofort auf, doppelt in dem alten Markterkasten dritter Klasse des Bummelzuges; ich betrachtete ihn so genau, daß ich heute noch sein Bild vor Augen habe. In Rempttal verabschiedete er sich von der Frau, die ihm „Madie, Herr Pfarrer“ nachrief.

Der Zug hielt lange genug an der damals noch recht bescheidenen Station mit der alten Maggmühle, so daß ich sehen konnte, wie der Herr einen steilen Fußweg am Rande des Waldes hinauf stieg. Wo mag der Herr wohl Pfarrer sein?

Bald nachher wußte ich es. Es war der Pfarrer Felix Meier von Töb, zugleich Mitglied des dortigen Arbeitervereins. Trotz seiner schwarzen Kleidung ein weißer Kabe. Als Mitglieder eines Arbeitervereins kannte ich sonst keine Pfarrer. Felix Meier mit seiner soliden Bildung war ein eifriges Vereinsmitglied und ein guter Sozialist. Das zeigte sich sehr bald.

Er brachte im Arbeiterverein Töb die Frage des staatlichen Getreidehandels in Anregung. Der Verein stellte beim kantonalen Komitee der Arbeitervereine den Antrag, diese Frage auf die Tagesordnung der nächsten Delegiertenversammlung zu setzen. Wir im kantonalen Komitee gingen mit allem Eifer darauf ein. Felix Meier schrieb unter der Firma des Arbeitervereins Töb einen beleuchtenden Artikel in die „Tagwacht“ und die Delegiertenversammlung vom Tage darauf, den 20. Januar 1878, stimmte mit Begeisterung dafür, einen Vorstoß mit einer Initiative für den staatlichen Getreidehandel im Kanton Zürich zu machen.

Die Unterschriftensammlung wurde bald nachher eingeleitet. Die von der Verfassung vorgeschriebene Begründung wurde von mir verfaßt. Bald zeigte es sich, daß wir mit der Initiative allein standen. Selbst gute Demokraten wie Salomon Meuler waren dagegen. Immerhin konnten am 30. Juli 1878 dem Regierungsrate 6072 Unterschriften eingereicht werden.

Nun begann die Vorbereitung auf die Volksabstimmung. Das kantonale Komitee leitete die Agitation. Seidel schrieb nach eingehenden Studien eine Broschüre, die nach Kräften verbreitet wurde. Die Gegner setzten Himmel und Hölle in Bewegung. Das rote Gespenst wurde mit allen Schrecken an die Wand gemalt. Man vergesse nicht, daß damals von Bismarck das deutsche Sozialistengesetz durchgedrückt wurde und in Oesterreich der Ausnahmezustand gegen die Sozialisten herrschte. Da brauchten unsere schweizerischen Gegner die „geistigen Waffen“ nicht weit herholen, sich darüber auch nicht den Kopf zu zerbrechen.

Am 4. Mai fand die Volksabstimmung statt. Die Gegner waren nicht wenig überrascht, als sich für den staatlichen Getreidehandel 16,778 Ja in den Urnen vorfanden gegenüber 30,047 Nein. Mehr als ein Drittel der Stimmen war also für die Volksinitiative.

Freilich ist es noch 36 Jahre gegangen, bis ein Bundesrat in schwerer Not des Krieges vor dem Nationalrat das Getreidemonopol als das einzige Mittel erklärte, um die Versorgung des Landes mit Brot sicherzustellen.

Der liebe Felix Meier war nicht für den Kampf in der Öffentlichkeit geeignet. Er hielt sich daher als bescheidener Soldat in Reich und Glied und tat dort seine Pflicht. Leider blieben ihm später Bitterkeiten von eigenen Genossen nicht erspart, so daß er sich zurückzog. Das seine durchgeistigte Gesicht zeigte schon, daß er starken Strapazen nicht gewachsen war. Eines Tages kam die Kunde, daß Felix Meier gestorben sei.

Wenn ich an der Station Rempttal vorbeifahre, dann schaue ich oft auf den Fußweg, den er hinaufgeschritten über den Berg nach Töb. Dann denke ich seiner und segne sein Andenken.

Serman Greulich.

Die Savoyardenmädchen beim „Läubeln“ der Reben.

Schnaufend und pustend raffelt der mächtige Automobilwagen durch die Morgenstille. Eng aneinandergeschmiegt, wie eine Schar Vögelchen, sitzt eine Anzahl junger Mädchen schlaftrunken auf den harten Bänken. Sie haben wenig Sinn für die Schönheit des jungen Tages, der die Bergspitzen verguldet und von Berg und Tal den dunklen Schleier zieht.

Seit drei Uhr früh sitzt die Schar in dem engen Kasten, der die Verbindung zwischen den Alpenhöfen Hochsavoyens und der übrigen Welt herstellt. Jedes der Mädchen hat ein Bündel auf den Knien oder unter ihrem Sitz. An jedem Haltepunkt kommen andere hinzu, Bekannte begrüßen sich, Neuigkeiten werden ausgetauscht. Flink wie ein Gebirgswässerlein geht die Rede, die Müdigkeit ist gewichen, alle sind erwartungsvoll, aufgeregt. Eilig genießen sie eine Tasse Milchkaffee, manche verbrennt sich den Mund, aber der Chauffeur wartet nicht. Mit energischem Schwung befördert er die letzte in den Wagen, verriegelt sorgfältig die Türe und „hupp, hupp“ geht es die steile Bergstraße hinab. Das rüttelt und schüttelt, bald scheint das Auto geradewegs in einen Abgrund zu sausen. Kreischend halten sich die Mädchen aneinander fest, die Bündel rollen durcheinander, bis endlich glatt und eben die Chaussee daliegt und alle erleichtert aufatmen.

Da, mit einemmale zeigen sich auch schon die Türme von Thonon und dahinter eine blühende Ebene, der See. Diejenigen, welche ihn zum erstenmal sehen, drücken die Nase an die Scheiben und staunen. Die andern ordnen ihre Sachen, zupfen die Röckchen zurecht, ein kleiner Spiegel wandert von Hand zu Hand und hergerichtet verlassen sie bald mit einem Seufzer der Befreiung den Wagen. Ihre ganze Sorge ist jetzt, den Dampfer, der sie nach Lausanne führen soll, nicht zu verpassen. Wohl schaut manche von den jüngeren sehnsüchtig in die Magazine, die alle Stadtherrlichkeiten ausbreiten, doch die Zeit drängt und bis zur Rückkunft müssen alle Wünsche schweigen. Da sind

sie auch bereits am Hafen, das mächtige Dampfboot nimmt sie auf, langsam entschwinden Stadt und Berge, und während die kleine Zwölfjährige ihr Tuch verstohlen vor die Augen drückt, sprechen die Großen von Arbeit und Verdienst. In Lausanne trennt sich die Schar, um teils per Bahn, teils zu Fuß ihren Bestimmungsort aufzusuchen.

Es ist ein goldenes Stück Erde, dieses Waadtländer Ufer des Genfersees. Von Morges bis Montreux ein einziger Weingarten, an dessen ansteigenden Hängen eine köstliche Frucht dem Herbst entgegenreift. Kastanen durchschäumen die weiten Pflanzungen, trockne Burgen aus der Feudalzeit ragen in die Lüfte und wie weiße Tauben schmiegen sich die Häuschen an die Felsenwände. Hier in diese Flecken und Dörfchen, Morges, Bully, Lutry, Cully, Ribaz, St. Saphorin und wie sie alle heißen, kommen alljährlich die Savoyardenmädchen, um die ebenso mühsame als schlecht bezahlte Arbeit der Effeillage, der Entblätterung, zu verrichten. Sie dauert gewöhnlich zweieinhalb bis drei Wochen und beginnt Ende Juni. Jedes Mädchen bekommt ein bestimmtes Stück im Weinberg zur Bearbeitung zugewiesen, wo sie dann jeden einzelnen Rebstock sorgfältig untersuchen und herrichten muß. Alles wilde Holz ist zu entfernen, von den drei gabelförmigen Trieben der mittelfte auszubrechen. Die Mädchen müssen diese Arbeit kniend verrichten. Sind die Weinstöcke alle nachgesehen, wird noch einmal von vorn angefangen und an jedem Stock eine Sonderung der großen und kleinen Zweige vorgenommen, welche dann angebunden werden. Manchem scheint vielleicht diese Arbeit recht idyllisch und begehrenswert, nicht schwer, in freier Luft inmitten einer herrlichen Umgebung, ein Bild aus den Gefilden Arkadiens.

Es ist drei Uhr morgens. Eine schwüle, stickige Luft füllt die enge Bodenkammer, in welcher sechs junge Mädchen schlafen. Zu zweien in einem Bett oder auf improvisiertem Lager am Fußboden „ruhen“ sie. Da schrillt eine Klingel. Hastig auffahrend wird schnell Toilette gemacht. Kaffee und ein Stück Brot stehen unten bereit, und dann geht es an die Arbeit im Weinberg. Der Himmel ist ein wenig bewölkt, stumm und schlaftrunken verrichtet jede ihr Werk. Mancher fallen die Augen wieder zu, oft kommt es vor, daß ein Regenguß sie weckt. Dann späht jede ängstlich nach der Nachbarin, um zu sehen, wie weit deren Arbeit inzwischen fortgeschritten ist. Bald ist sie durchnäßt bis auf die Haut und kniet auf dem schlammigen Boden, sorgfältig jedes Zweiglein wendend; denn wehe, wenn der Aufpasser ein vergebliches Stück Holz entdeckt.

So wird es zehn Uhr! Schnell wird ein zweites Frühstück, bestehend aus Brot, Käse und einem Schluck Wein eingenommen. Der Regen hat aufgehört, heiß brennt die Mittagssonne hernieder, bräunt Nacken und Arme der arbeitenden Mädchen, die sich vergebens nach etwas Schatten sehnen. Jetzt ist die Zeit da zum Mittagessen: Kartoffelsuppe ohne Salz, Gemüse in Wasser gekocht, Brot und Wein. Nach einer halbstündigen Pause geht die Arbeit weiter in den langen Nachmittag hinein. Durch die Wege der Weinberge

kommen schicke Herren und Damen, freuen sich über die braunen Arme der Mädchen und machen ihre Bemerkungen über die gesunde Beschäftigung.

Noch zweimal wird im Laufe des Nachmittags eine Pause gemacht, um vier Uhr und um sechs Uhr, um einen Schluck zu trinken und hastig ein Stück Brot hinabzuschlingen. Die Sonne versinkt, die Nacht breitet sich über die Erde und die Mädchen arbeiten immer noch. Endlich um zehn Uhr tönt die erlösende Klingel zum Abendessen und zur Ruhe. Ahtzehn Stunden haben die Mädchen kniend und mit frummem Rücken verbracht, mühsam und wankend erheben sie sich, versuchen die Glieder gerade zu strecken, die Augen fallen ihnen vor Müdigkeit zu. Sonnenverbrannt, von Mücken zerstoßen, oft von Kopfschmerz, Reizen und Zahnwed geplagt, kriechen sie in ihre Bodenkammer, um für wenige Stunden im Schlafe Vergessen zu finden.

So geht es drei Wochen hindurch, bis endlich der große Moment naht, wo die Arbeit nachgesehen und für gut befunden wird. Vergessen ist alles Ungemach, wenn die Mädchen ihren Lohn, 55—65 Franken, in Empfang nehmen, sorgfältig überzählen und dann an einem sichern Ort verbergen. Sie denken nicht daran, was sie gearbeitet, gelitten und entbehrt haben. Die Effeillage ist vorüber und daheim warten die Eltern auf das Geld.

Die Leichtsinnigen bleiben noch einen Tag in Lausanne oder machen einen Abstecher nach Genf. Hier werden dann Geschenke und Kleider gekauft, Eis gegessen und Kinos besucht, bis der immer kleiner werdende Geldbeutel sie veranlaßt, ernsthaft an die Heimreise zu denken. Die Gewissenhaften aber überlegen, ob sie nicht das Geld für den Autobus sparen und zu Fuß von Thonon aus ihr Dörfchen aufsuchen könnten. Bei guter Zeit finden sie sich auf dem Dampfer zusammen, freudiger schlagen die Herzen der Heimat entgegen, deren Berge ihnen über den See hinweg entgegenleuchten. Und einmal am Lande, fingen sie, daß die alten Gassen hallen und die rotbehafteten Soldaten schmunzelnd stehen bleiben. In dem Dörfchen aber hält die Mutter einen guten Zumbiß und ein weiches Bett bereit, und während die Mädchen gesättigt sich einmal gründlich ausschlafen, zählt sie liebevoll die mühselig erarbeiteten Silberlinge.

Wie lange noch, bis auch diese Arbeitsflavinnen zum eigenen Nachdenken erwachen und sich ihrer Klaffenlage bewußt werden?
P. G.

Was wird aus ihnen?

So muß man sich in manchen Schweizergauen noch heute fragen, wenn man eine Schulbank voll munterer Mädchen sieht. Manche davon sind sehr begabt und versprechen viel. Im Lernen sind sie sogar den gleichaltrigen Knaben voraus.

Sieht man diese Personen zehn, zwanzig Jahre nachher und fragt nach den besten Lernköpfen, so sind es auffallend wenige, die eine höhere Stufe erreicht haben. Von den Begabteren ist etwa eine Lehrerin geworden, die übrigen erheben sich nicht über flache